

Vom Dienstkleid des Soldaten

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **56 (1952-1953)**

Heft 19

PDF erstellt am: **06.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-671195>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Vom Dienstkleid des Soldaten

Die zu Beginn des neuen Jahres in Kraft getretene Verordnung über die Bekleidung der schweizerischen Armee bietet dem nachdenklichen Betrachter manches Anziehende vom Heereskundlichen, kulturgeschichtlichen und sprachlichen Standpunkte aus. Das «Kleid des Soldaten» birgt eine vielfältige und umfangreiche Tradition, und fast jeder Begriff der soldatischen Ausrüstung lässt sich historisch deuten.

*

Was heisst eigentlich «Uniform»? Der Ausdruck *vestitura uniformis* (einheitliche Kleidung) wird zum erstenmal 1309 gebraucht für die 400 Ritter, die Herzog Friedrich von Oesterreich zum Reichstage nach Speyer begleiteten. Der verdeutschte Begriff *Uniform* taucht im 18. Jahrhundert aus Frankreich kommend (*uniforme*) auf. Dort wurde er als Bezeichnung einer besonderen Dienstkleidung gleicher Art und gleicher Farbe für Soldaten oder Bedienstete gebraucht. Die Benennung «Waffenrock» ist wiederum von dem schon um 1300 bezeugten *wâfen- oder wâpenroc* der Ritter herzuleiten. Seine Farbe entsprach der des Schildfeldes. Mit Gold und Silber waren die Wappenzeichen darauf gestickt.

Die Aermelaufschläge (Manschetten) sind aus dem einfachen Umschlagen des Aermels entstanden, weil der Soldat auf diese Weise das Handgelenk für den Gebrauch der Waffe frei bekam. Durch das dadurch zutage tretende Aermelfutter wurde eine neue Farbe für die Gesamterscheinung gewonnen, und bald bemächtigte sich die Mode des Aufschlages. Um das Umschlagen zu erleichtern, wurde bisweilen der Aermel aufgeschlitzt und zum Knöpfen eingerichtet: Urform der späteren Aermelpatten. Die Knopflöcher waren häufig angenäht: Urform der späteren Litzen. Dass die Knöpfe an den Aufschlägen verhindern sollten, dass die «Kerls sich das Maul mit dem Aermel abwischen», ist wohl eine Legende.

Die Achselklappen waren ursprünglich dazu bestimmt, das breite Karabinerbandolier oder den Patronentaschenriemen festzuhalten. Anfänglich

wurde nur eine «Achselklappe», und zwar auf der linken Schulter, getragen. Die zweite erschien mit dem Auftreten des über der rechten Schulter liegenden Tragriemens, an dem das Seitengewehr oder Bajonett befestigt war. Nach Einführung des Leibgurtes (*ceinturon*) dienen sie vornehmlich zur Unterscheidung der Truppenteile.

Das Wort *Tornister* bezeichnete ursprünglich im Griechischen den Futtersack der Reiter (*tagistron*). Diese Wort drang als *taistra* ins Rumänische und Polnische ein. Damit vermischte sich ein anderes griechisches Wort *kanistron* (ein aus Rohr geflochtener Korb). Durch Vereinigung beider Worte entstand das westslawische (böhmisch-slowakische) *tanistra* (Futtersack). Aus dem Westslawischen wanderte dann das Wort in der deutschklingenden Form «*Tornister*» im 18. Jahrhundert in die Militärsprache. Es bezeichnete ein Ausrüstungsstück (im 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts Ranzen oder Ränzel), das an der linken Seite hinter dem Säbel getragen wurde. Später trug man dann den *Tornister* auf dem Rücken. Soldatenwitz verschaffte dem *Tornister* die besondere Bezeichnung «*Aff*». Es gibt verschiedene Erklärungen für diese Benennung: der Soldat trägt den *Tornister* auf der Schulter wie der Gaukler den Affen, oder der *Tornister* klammert sich an seinen Träger wie ein Affe an den Baumstamm; und schliesslich die kuriose Erklärung, der *Tornister* heisst Affe, «weil er einen ‚hinterrückschen‘ Charakter hat, das heisst die Leute hinter ihrem Rücken schikaniert!»

Jetzt mag noch der blanken Waffe, dem Bajonett, ein Wort gewidmet sein. Bekannt ist, dass es nach jener Stadt Bayonne in den französischen Unterpyrenäen genannt ist, die schon im Mittelalter ihrer guten Armbrüste wegen bekannt war. Schon 1575 ist die Rede von einem vergoldeten Dolche, den man Bajonett nannte. Anfänglich verstand man unter Bajonett indessen einen langen Dolch, dessen hölzernen Griff man in die Mündung des Gewehrlaufes steckte. So wurde wahrscheinlich zuerst bei der Jagd das Gewehr zur Stosswaffe umgestaltet, die namentlich gegen reissende Tiere gute Dienste leistete.

Fortsetzung 3. Umschlagseite

Abonnementspreise: Ausgabe A ohne Versicherung jährl. Fr. 9.50, 6 Monate Fr. 5.10. Ausgabe B mit Versicherung jährl. Fr. 12.—, 6 Monate Fr. 6.60 Postcheckkonto VIII 1831). Jeder Abonnent der Ausgabe B ist mit Ehefrau gegen Unfall mit je 1000 Fr. im Todesfall und je 1000 Fr. im Invaliditätsfall, mit Abstufung bei teilweiser Invalidität, versichert

Schliesslich ist hier noch die «Braut des Soldaten», der Karabiner, zu erwähnen. Für dieses Wort, das um 1600 aus dem französischen «carabine» gebildet wurde, gibt es verschiedene Erklärungen. Die einfachste und wohl richtigste ist aber

die, dass die Spanier das Wort von den Mauren entlehnt haben: karab bedeutet im Arabischen Feuerwaffe. Die Spanier führten zuerst die Karabiniere ein, eine leichte, mit dem Karabiner bewaffnete Kavallerie. Schs.

Männertreu — Weiberlist

Wer kennt es nicht, das Männertreu, Schwärzlein oder Bränderli, diese dunkelpurpurne, vanilleduftende kleine Alpenorchidee, die besonders auf kalkhaltigem Boden vom Mai bis August in den Grashändern und Bergmatten blüht! Die Schriftsprache zwar bezeichnet mit Männertreu meist zwei völlig andere Blümchen, nämlich den Gamander-Ehrenpreis (*Veronica Chamaedrys*) und das Frühlings-Gedenkmei (*Omphalodes verna*), auch Grosses Vergissmeinnicht genannt. Beide zeichnen sich durch himmelblaue Blüten aus, die aber sehr zart und hinfällig sind? Daher «Männertreu»!

Unser Schweizer «Männertreu» (*Nigritella nigra*) dagegen ist dauerhaft und behält Duft und Farbe sogar in getrocknetem Zustande. Sein Name rührt vielmehr davon, dass es in alpinen Gegenden von schlaun Mädchen zu Liebeszauber benützt wird, der ihnen die Liebe und Treue des begehrten Mannes zuwenden soll. Ob diese Blüten dann dem Geliebten unters Kopfkissen gelegt werden, damit er darauf schlafe, oder ob sie oder die rädchenförmigen Wurzeln einer Liebesspeise, einem Zaubertrank beigemischt und dem Liebsten vorgesetzt werden — immer ist ihre Aufgabe, die Männertreue zu dauerhafter Glut anzufachen. Und weil die schlaun Frauen sotane Künste mit dieser

Pflanze üben, heisst sie zu recht auch «Weiberlist» — wie ja die Männertreue häufig erst als Erzeugnis der Weiberlist entsteht.

Tatsächlich traut man dieser Pflanze eine anregende Wirkung zu. Man mischt die pulverisierten Wurzeln unter das Lecksalz und gibt sie dem Vieh zur Beförderung des Begattungstriebes ein — daher wohl der Name «Chuebränderli». Der Milch dagegen soll das Pflänzchen abträglich sein. Kühen, welche es ausnahmsweise abweiden, soll es blaue, nach der Pflanze riechende Milch verursachen und diese obendrein im Euter zurückhalten. «Chuebränderli, Milchbränderli» deuten darauf hin. Den Käse hinwiederum bläht es, als Schadenzauber gebraucht, auf: «Chäasbläjerli».

Die Haupteigenschaft aber und der Grund der Beliebtheit ist der starke Vanilleduft dieser kleinen Alpenorchidee, «Vanilleblüemli, Bisemchöbli, Schoggelaadeblüemli» bezeichnen diese Eigenschaft. Der Duft erzeugt, im Uebermass eingesogen, Kopfschmerzen: «Chopfwehblüemli, Naseblüeterli, Blüeter» deuten darauf hin. Ebenso scheint dieses Blümchens starker Geruch den Kleidermotten, Schwabekäfern und Läusen schlecht zu bekommen, und es heisst deshalb auch «Luuschöbli, Schwaabeblüemli, Schabe-chöbli, -chruut, -blüemli». Th. E. B.

Der Vogel unserer Winterwälder

Eine besondere Zierde unserer voralpinen Nadelwälder ist die *Tannenmeise*. Glücklicherweise gibt es im Schweizerland noch eine Menge natürlicher «wilder» Waldungen, in denen sich dieser Vogel fröhlich tummeln kann, um darin zu wohnen und zu brüten. Alte, ausgehöhlte Baumstrünke dienen ihm vorzüglich zum Nestbau, aber je mehr diese durch Urbarisierung und Waldsäuberung entfernt werden, desto mehr wird auch die Tannenmeise dezimiert. Der kleine Vogel wird leicht am pechschwarzen Köpfchen erkannt; selbst der Schnabel ist schwarz, die Wangen hübsch weiss gefleckt. Entgegen manchen andern Finken- und

Meisenarten lässt er sein Geplauder auch im strengen Winter vernehmen, wenn alle Aeste und Zweige dicht verschneit sind. Das Innere des Geästes bildet für ihn ein vorzügliches Versteck und willkommenes Standquartier. Da die Nahrung der Waldmeise fast ausschliesslich aus Kerfen besteht, die an und um die Tannenleben und die zur grossen Zahl Waldschädlinge sind, verdient sie in hervorragendem Masse unsern Schutz, und der Forstmann tut gut, ihr an wenig begangenen Stellen kernfaule Strünke als Nistgelegenheit zu lassen, statt mit diesen auch den Tannenmeisenbestand auszurotten.